



Vom Fluch des Überflusses in einer ungerechten Welt: Party auf dem damals noch freien Arreal hinter dem Tacheles in Berlin-Mitte

STEFAN SCHILLING/EDITION BRAUS/BERLIN

Es sind vor allem Panoramaaufnahmen, die diesen Bildband über das Berliner Tacheles dominieren, flankiert von Imagefotos, Gruppenbildern und Porträts. Die Fotografien dokumentieren zum einen die Außenwahrnehmung des Kunsthauses Tacheles, bzw. das, was Millionen Besucher sahen, sobald sie diesem Urkoloss der Stahlbetonära zu Leibe rückten; zum anderen erinnert der Autor Stefan Schilling daran, mit wem und wieso er seine »Tacheles-Geschichte« erlebte hat.

Der Grafiker und Fotograf hat den »Erfurtern«, wie die Ostpunkfraktion des Tacheles genannt wurde, sich selbst und Hunderten Tacheles-Mitstreitern die Aufarbeitung einer höchst komplexen, kulturellen Niederlage gewidmet. Die wird im Buch vorsichtig angetupft und in der Laudatio von Andreas Rost, der das Tacheles bereits 1991 porträtierte, mit einer vielschichtigen Zuckerglasur überzogen. In Tacheles-Echtzeit wären nach drei Minuten die Flaschen geflogen. Schon damals wollte Rost von Gewalt und Intrige nichts wissen. Es passte nicht ins Bild des zukünftigen Mythos.

Das Tacheles, das sei Pars pro toto vorweggenommen, war jene anrühliche, ketzerische Kunstburg am Oranienburger Tor, in der eine selbstgewisse Horde an einem bedeutungsgeladenen Ort in die Schluchten dystopischer Vielfalt und ausufernder Feindseligkeiten stürzte und dies im nachhinein als gelungenen Coup bilanzieren darf. Hier wurden enorme Produktionsenergien verheizt, Existenzen vernichtet, Tragödien erzwungen und das Nicht-Integrierbare bis zu seiner endgültigen Verbannung aus dem Stadtbild absorbiert. Ein 22 Jahre währender Tanz auf einem sterbenden

Schwamm drüber

Ein Bildband (v)erklärt die Ära des Tacheles in Berlin-Mitte aus der Sicht eines Atelierbesetzers. Von Su Tiaqun

Vulkan. Vor vier Jahren ging der Transformator Tacheles vom Netz. Er (ver)strahlt nicht mehr.

Um dem Vergessen auf dem Müll der Geschichte zu trotzen, setzt Stefan Schilling die große Affäre zuversichtlich in Bild und Szene. »Ich wollte die Leute eigentlich nur glücklich machen«, sagt Pete Missing, der famose Wastegrubber aus der Lower Eastside New Yorks, der ewig haltbare Gerätschaften aus DDR-Laboren in seinen Hoch-Volt-Installationen auferstehen ließ. »Die Funktion des Freiraumes ist ganz klar: Ich sehe da was, was ich sonst nicht sehe«, schlussfolgert Mex Schlüpfer, der unfügsame Antreiber des »R-Volks« und aufsässige Urheber der »Apokalypse in A-Müll«. »Ich habe nirgendwo noch einmal einen so vollgetaggen Ort gesehen wie das Treppenhaus im Tacheles«, ergänzt der Graffiti-Profi Gustav Sonntag.

In der Tat. Die Konzentration der Bilder schafft es, die schlussendliche Schönheit dieses Streetart-Giganten zu zeigen und den nie versiegenden Katarakt aus Motiven und Zeichen, von dem man im Tacheles auf Schritt und Tritt erschlagen wurde, zu rekonstruieren. Eine Wucht. Es sind bedeutende Flächen. Sie verweisen auf den Fluch des Überflusses in einer ungerechten Welt, sie markieren den radikalen Drang nach Selbstbehauptung, sie bedeuten die Welt, in der sich

alles wiederholt und in der alles an einen unsteuerbaren Kontext bildet, eine Flut von Chiffren, die den Betrachter übermannen und vollgepumpt in die biedere Gegenwart zurücksucken.

Der Anschauungswert der Bilder wird von der begleitenden Story nachsichtig ausgewaschen. Damit macht es Schilling allen recht, aber er verdünnt die Geschichte der ständig konfliktbereiten Tacheles zu einer fast harmlos anmutenden Berlin-Mitte-Story nach 1989. Die Anekdoten, Fakten, Statements und der heiter-naive Rückblick werden selbstgefällig entschärft. Die kindliche Wortwahl nimmt der Dramatik den Biss. So sieht man sich schön, was man sich nicht schön sehen darf: die konventionelle Raumnutzungskonzeption der Beginnerjahre z.B., die ein in Sprachhülsen verknallter Jungmanager namens Sandig dem Senat als Innovation unterjubelte; die Verdrängung der Soundart-Programmatikerin Karina Mertin, der ein künstlerisch hochwertiger Input zu verdanken ist: die unvergesslichen Auftritte der Ars-Acustica-Avantgarde.

Die außer acht gelassene Leistung des Martin Reiter, der als unerbittlicher Vorstand des »Nervoes« aka e. V., das Haus samt Freiflächen in ein Eldorado der nicht-etablierbaren No-Budget-Kunst transformierte. Er vertrat vehement das »Konzept der »Fluktuation in den Ateliers«, speckte die ewig am

Mehrwert der Kulturschaffenden schmarotzenden Verwaltungskosten ab, und mit ihnen einen ganzen Schwarm von Altvorderen. Er lief leider gerisseneren Dauerbesetzern und Gewinnabschöpfen ins Garn. Eine Kofinanzierung der künstlerischen Aktionen aus den Einnahmen der gewinnbringenden Bereiche war nicht einmal denkbar. Die sicheren Jahre nach dem Abschluss des Mietvertrages 1998 wurden in absurden, internen Rechtsstreitigkeiten mit dem Café Zapata und den Metallwerkstätten vergeudet, während im Haus und auf den Freiflächen ein omnipräsentes Merchandising florierete. Kein Wunder, dass sich nicht nur geschäftstüchtige Altinsassen »von netten Herren mit Geldkoffern« verführen ließen, womit die innere Spaltung beschleunigt wurde. Der Entwurf Tacheles stand von Anfang auf der Kippe.

Den Tacheles-Pionieren kann das nichts anhaben. Sie haben Berlin den Nimbus seiner kulturellen Freizügigkeit vermacht und die Most-Wanted-Immobilie mit einer sinnlichen Ästhetik imprägniert. Der Mediator Schilling hat dafür eine sehenswerte Vorlage geschaffen.

■ Stefan Schilling: Tacheles. Die Geschichte des Kunsthauses in Fotografien. Edition Braus, Berlin 2016, 144 S., 24,95 Euro

■ Auf dem Schirm. Von Wiglaf Droste

Es gibt Wörter, die so massenhaft und inflationär falsch verwendet werden, dass sie ihren Benutzern schon deshalb richtig erscheinen. Das stimmt aber nicht, und es ist sogar das Gegenteil der Fall. Idiotie wird nicht weniger idiotisch dadurch, dass viele Menschen von ihr befallen sind wie einst von Pest oder Cholera; ihre Ausbreitung macht die Sache erst richtig gefährlich.

Kein Fußballreporter kommt mehr ohne das Wort »Schnittstelle« aus; Schnittstellen gibt es im Operationssaal, beim Metzger und beim Rasieren. Auf dem Fußballplatz sind sie, von Sprechautomaten geäußert, ein Hirngespinnst.

Ähnlich verhält es sich mit der Formulierung, man habe etwas oder jeman-

den »auf dem Schirm« beziehungsweise eben »jetzt gar nicht auf dem Schirm«, mit der seit Jahren die Ohren und die dazwischen liegenden Organe belöffelt und gequält werden. Der zuverlässig wache Leipziger Sprach-Aficionado UD Braumann wies mich darauf hin, dass die Metapher »auf dem Schirm haben« leider nichts mit der schön albernen Vorstellung zu tun habe, es handele sich um Dekorationen von Regenschirmen; der Begriff komme aus Militär und »Security«, er denke an Radarschirme und alle Bildröhren nebst Überwachungskameras, und ihn schaudere es bei der Annahme, dass viele Leute sich offenbar in einem Kontext sahen, in dem jeder sein eigener Radarschirmstarrer sei. Früher, in Zeiten des Kalten Krieges,

schrrieb er, hätte man auch so etwas wie »Das hatte ich nicht auf dem Radar« gesagt und ergänzte, er selbst habe gar keinen Schirm, nur einen Knirps.

»Das hatte ich gar nicht auf dem Knirps«, fand ich eine erhellende und lügendetektorisch entlarvende Variante, aber das sagt ja niemand. Beim Schirm, auf dem man es hat oder nicht hat, geht es eher um den Computerbildschirm bzw. das Display des Smartphones.

Als alter Mit-der-Hand-Schreiber kenne ich »Oh, das hatte ich gar nicht auf dem Zettel«; es gibt auch »den hatte ich nicht auf der Rechnung« oder, kriegerisch, »das hatte ich gar nicht im Visier«. Auch »auf der (To do-)Liste haben« gibt es, aber dass mal einer schlicht sagt: »Das (oder den) habe ich

völlig vergessen«, ist in der tipptopp perfekten Welt der »Leistungsträger« und fehlerfreien Allesrichtigmacher fast schon verboten oder eine Selbststigmatisierung. Dagegen ist »Einer trage das andere Last« richtig human.

Dann machte ich mich »auf die Hufe« beziehungsweise »auf die Socken«, obwohl ich nicht »Der Mann, den sie Pferd nannten« bin – das war Richard Harris –, auch Schuhe trug und somit nicht auf Strümpfen das Haus verließ. Ich fuhr nach Dortmund, zur Tabakmesse »Intertabac«, ein bisschen kubanisch rauchen und plaudern. Die Terrororganisation »Rauchfrei« hatte bereits eine Demonstration vor den Dortmunder Westfalenhallen angekündigt, die hatte ich also »auf dem Schirm«.

Mehr Lässigkeit

Dass die Kritiker Ryley Walker in Scharen zu Füßen lägen, ist eher ein Gerücht. Und dass die Konzerte des 27-jährigen Singer-Songwriters aus Chicago häufig ausverkauft sind, rührt vor allem daher, dass der hochtalentierter Gitarrist und nicht ganz so talentierter Sänger größere Konzertsäle bislang nicht bespielt hat. Könnte bald kommen. Wünschen sollte man es ihm durchaus, zumal Walkers viertes Album sehr schön geworden ist. Hoffentlich versaut er es dann nicht, weil er, zugehört von was auch immer, die Saiten auf dem Instrument nicht mehr findet. Soll's bei ihm schon gegeben haben.

Erfreulich an »Golden Sings That Have Been Sung« sind gleich ein paar Dinge. Da ist etwa Walkers Virtuosität an der akustischen Gitarre, die er nun mit größerer Lässigkeit und in aller Ruhe durchklingen lässt, nicht mit hektischen Griffwechseln und superflinkem Fingerpicking ausstellt, wie er das noch auf dem Vorgänger »Primrose Green« tat. Auch sein Gesang hat mehr Understatement, gleitet spielerischer dahin, wirkt weniger gepresst, bäumt sich nur noch selten auf gegen die Limitierungen des stimmlichen Ausdrucksvermögens. Und so klingt Walker bisweilen wie der große Jim O'Rourke auf seinen geschmackssicheren Singer-Songwriter-Alben. Nicht die schlechteste Referenz.

Überhaupt erinnert »Golden Sings That Have Been Sung« mit seiner atmosphärischen Feinsinnigkeit und einer dem Jazz und der Postrock-Avantgarde gewogenen Feingliedrigkeit an die Chicagoer Szene der 90er, an The Sea and Cake und Tortoise. Der Psychedelic-Rock von Grateful Dead und der britische Sixties-Folk von John Martyn und Bert Jansch – sie sind nun eher in Nuancen zu vernehmen. Anders gesagt: Das rundere Rad dreht sich weiter.

Michael Sager

■ Ryley Walker: »Golden Sings That Have Been Sung« (Dead Oceans/Cargo Records)/Michael Saager

Hergé, das Nebenwerk

Hergé ist als Schöpfer von »Tim und Struppi« weltberühmt. Der 1907 in Brüssel geborene und dort 1983 gestorbene Comiczeichner war allerdings auch Maler, Grafikdesigner und Kunstsammler. Diesem Teil seines Werks ist nun erstmals eine Ausstellung gewidmet. Das Pariser Grand Palais zeigt bis zum 15. Januar Gemälde, die in den 60er Jahren entstanden sind, Werbeplakate aus den 30ern sowie Werke aus Hergés Kunstsammlung, darunter Arbeiten von Jean Dubuffet und Serge Poliakoff.

(dpa/iW)